

Reiseabenteuer des Herrn Mahlhuber

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **138 (1859)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373036>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

rettung verdankte. „Ich habe“, sprach er, „nur so viel Geld, um knapp meine Heimreise zu bestreiten, und kann Euch jetzt nichts an meine große Schuld abtragen. Nehmt aber diesen Ring, das Theuerste, das ich besitze; er soll Euch eine Erinnerung an mich und ein Pfand meiner steten Dankbarkeit sein. Ich bin noch jung; früher oder später hoffe ich es Euch doch noch vergelten zu können.“ Die guten Bauersleute wollten den Ring nicht annehmen, aber Peter Blanchet beharrte darauf. Sie packten ihm noch allerlei Schwaaren, sowie 3 Thaler Geld in das Reisebündel und entließen ihn unter Thränen und Segenswünschen. Bei seiner Nachhausekunft mußte Peter Blanchet sogleich in Militärdienst treten und machte alle Kriege während und nach der Revolution, unter dem Konsulat und während des Kaiserreiches durch, zeichnete sich durch Ordnung, Rechtschaffenheit, Muth und Tapferkeit so aus, daß er immer höher stieg und zuletzt Oberst eines Husarenregimentes wurde. Aber nie vergaß er die braven Bauersleute, denen er die Rettung seines Lebens verdankte. Er gedachte ihrer noch in seinem Testamente mit einer reichlichen Vergabung und fand den Heldentod 1813 in der Schlacht bei Lützen.

Und nun, lieber Leser, was schließest Du aus dieser wahren Geschichte? Die wunderbare Verkettung der Umstände, diese Lebensrettungen, diese Belohnung armer, aber edler Menschen, dieses glückliche Emporsteigen eines braven Mannes, diese Strafe eines hartherzigen Priesters: war das bloß Zufall, blinder Zufall? Bist Du ein rechter Christ, so wirst Du mit Ueberzeugung sprechen: „Nein, das war nicht Zufall, sondern Gottes Leitung!“

Der kürzeste Weg.

Ein Landmann ließ sich den Weg nach Newgate (einem Gefängnisse in London) zeigen. Ein Spatzvogel, der hinzutrat und sein Begehren hörte, erbot sich, ihm den kürzesten Weg zu zeigen. „Gehen Sie über die Brücke,“ sagte er zu ihm, „treten Sie in den Goldladen dort ein, nehmen Sie daselbst zwei goldene Fingerlinge, entwirren Sie mit denselben, und in zwei Minuten werden Sie sich in Newgate befinden.“

Reiseabenteuer des Herrn Mahlhuber.

In dem deutschen Städtchen Siedelsbach lebte still und zurückgezogen der Herr Hieronimus Mahlhuber mit seiner Haushälterin Dorothe. Er war ein ältlicher, wohlbeleibter, kleiner Mann, der mit dem Titel eines Kommerzienrathes und mit einem Ludwigskreuz sich seit 15 Jahren in Siedelsbach niedergelassen hatte. Um welcher Verdienste willen er diesen Titel und dieses Ordensband erhalten habe, wußte Niemand zu sagen; er selbst schwieg darüber geheimnißvoll. Wigköpfe meinten, er habe sie deswegen bekommen, weil er nichts gethan und also auch dem Staate nicht unmittelbar geschadet habe. So wenig er von seinen Verdiensten sprach, um so mehr sprach er von seiner Leber, von der er behauptete, sie sei 3 Zoll zu groß und werde ihm in ihrer weitem Anschwellung zuletzt noch den Magen abstoßen. Natürlich machte ihm dies große Angst und Besorgniß, und er unterließ also nicht, die Aerzte des Städtchens um Rath und Hülfe anzugehen. Allein wie überall, so waren die zwei Aerzte in Siedelsbach ganz entgegengesetzter Ansicht. Doktor Märzhammer erklärte, es gebe gar keine solche Krankheit; Mahlhuber leide entweder an Unverdaulichkeit oder an einer albernen Einbildung. Hingegen Doktor Mittelweille, der den Piff besser verstand, fand, nachdem er an Brusthöhle, Rippen, Schultern und anderen Körperteilen des guten Kommerzienrathes geklopft hatte, daß derselbe an Hypertrophie oder speckartiger Entartung der Leber leide.

Weil Herr Mahlhuber sonst für gar nichts in der Welt zu sorgen hatte, so war er natürlich für sein Leben im Allgemeinen und für seine Leber im Besondern außerordentlich besorgt, und man kann es ihm daher nicht verargen, wenn er mit dieser angeblichen unverschämten Vergrößerung seiner Leber auch eine früher gehabte, jedoch glücklich operirte Balggeschwulst oben auf dem Kopfe in Verbindung brachte und sich selbst überredete, daß der Schaden wieder ausbrechen und Krebsartige Folgen nach sich ziehen könnte. Vergeblich suchte ihm Doktor Mittelweille diese Furcht auszureden, und weil er täglich die Klagen des ganz kerngesunden, nur in der Einbildung kranken Mannes hören mußte, wußte er zuletzt keinen andern Rath, als ihn auf Reisen zu schicken. Der in seiner Einsamkeit unbeschäftigte, versauerte, in der Einbildung kranke Mahlhuber mußte Zerstreuung haben und in die frische Luft hinaus.

Allein Herr Wahlhuber hatte einen wahren Abscheu vor dem Reisen, weil es mit Bewegung und Unbequemlichkeiten verbunden war; zudem hatte er jedes Abenteuer, wozu er Alles rechnete, was ihn in seiner behaglichen Ruhe stören konnte. Der Doktor sann hin und her. Endlich hatte er einen Entschluß gefaßt und erklärte seinem Patienten: „Mein lieber Herr Kommerzienrath, wollen Sie nicht ein Kind des Todes sein, so müssen Sie sich einer Radikalkur unterziehen.“

Ein kalter Schauer durchzuckte den Kommerzienrath bei diesen Worten; denn vor allem Radikalen hatte er eine eisige Furcht. „Entweder“, sprach der Doktor, „müssen Sie reisen oder — heirathen.“ „Heirathen!“ schrie Wahlhuber entsetzt, und wie von einer Wesppe gestochen, sprang er aus seinem Lehnstuhle, trat vor den Doktor hin und sprach: „Mann, Sie reden Unstinn! Heirathen! Was würde Dorothe dazu sagen?“ Allein der Doktor beharrte unerschütterlich dabei, daß Wahlhuber entweder reisen oder heirathen müsse, wenn er nicht Leben und Behaglichkeit aufs Spiel setzen wolle. Endlich entschloß sich Herr Wahlhuber zum Reisen; „denn“, sprach er, „ich ziehe das kleinere Uebel dem größern vor: lieber anvertraue ich Ihnen mein Leben, als daß ich den Hausfrieden preisgäbe.“ Trotz seines Widerstrebens gegen eine Reise per Post und Eisenbahn, von welcher er eine Menge Gefahren und Abenteuer befürchtete, mußte sich der arme Mann doch dazu bequemen, weil der Arzt fest darauf beharrte. So wurden denn die Vorbereitungen zur Reise rasch betrieben. Frau Dorothe, die 56jährige Haushälterin, war sehr übel auf den Doktor zu sprechen, daß er ihren armen Herrn in Wind und Wetter hinausjagte und ihn allem möglichen Unglück preisgäbe. Deswegen entschloß sie sich, ihren Herrn selbst zu begleiten, um ihn gegen alle Unbill zu schützen. Allein Wahlhuber gab das nicht zu und eben so wenig die Begleitung ihres Vetter, den sie ihm dringend als Bedienten empfahl.

Der Kommerzienrath hatte beschlossen, inkognito zu reisen, damit Niemand etwa vorkommende Ungeschicklichkeiten und kleine lächerliche Unfälle beobachten, sie später den Leuten erzählen und ihn zum Gelächter machen könnte. Nur Wahlhuber wollte er sich nennen und höchstens das Ludwigskreuz in dem Knopfloche stecken lassen. Dagegen wußte es Frau Dorothe durchzusetzen, daß der Kommerzienrath trotz alles Sträubens sich doch endlich dazu bequemen

mußte, ein Paar alte Pistolen mit auf die Reise zu nehmen, um, wie die besorgte Haushälterin meinte, gegen etwaige Gefahren gerüstet und gewaffnet zu sein. „Aber ungeladen und zu unterst in den Reisekoffer verpackt!“ befahl der Kommerzienrath. Allein die treu besorgte Dorothe fand, daß ungeladene Pistolen unten in einem wohl verpackten und fest verschlossenen Koffer in der Stunde der Gefahr blutwenig nützen, und befahl daher ihrem Vetter, wenigstens eine Pistole tüchtig zu laden. Das that dann der gehorsame Balthasar und füllte den Lauf der Pistole mit einer kleinen Hand voll Pulver und einer kleinen Untertasse voll Schrot. „Wer das auf den Pelz kriegt, kann sich gratuliren.“ Allein statt in den Koffer steckte Dorothe die Pistole in die große weite Rocktasche ihres Herrn, welche sie noch ganz mit allerlei Reisebedürfnissen füllte. Bis zu der Station, welche der Postwagen Abends 9 Uhr erreichen mußte, nahm Herr Wahlhuber einen Postschein, um daselbst zu übernachten und dann am folgenden Morgen nach der Hauptstadt des Landes zu fahren. Von seinen Leuten im Hause und der Nachbarschaft begleitet, begab er sich Mittags 11 Uhr auf die Post, und nach feierlichem Abschiede setzte er sich in den königlichen Gilwagen auf seine Nummer, die linke Ecke des Rückstges Nr. 2, neben eine wohl eingepackte statiliche Dame mit grünselndem Hute und schwarzem Schleier. Den dritten Platz rückwärts nahm ein trotz des warmen Wetters in einen dicken Mantel eingehüllter Herr ein. Die übrigen Plätze hatte die Dame mit Schachteln, Päckchen u. dgl. vollgepfropft.

Herr Wahlhuber stand noch einmal im Wagen auf, um sein Sitzkissen besser zurecht zu legen, da knallte der Postkion, die Pferde zogen rasch an, so daß der arme unvorbereitete Mann mit einem Schwung und Wurf auf den Schooß des fremden Herrn zu sitzen kam. Schnell raffte er sich auf, um Entschuldigung bittend, aber der gottlose Wagen rasselte so fürchterlich über das holperige Straßenpflaster des Städtchens, daß ein zweiter Ruck den guten Kommerzienrath auf den Schooß der erschrockenen Dame warf. „Setzen Sie sich doch an Ihren Platz!“ schrie sie, „meine Nerven mögen solche Stöße nicht ertragen.“ Verwirrt und beschämt gelang es endlich dem armen Manne, seinen Platz einzunehmen. Gern hätte er ein Gespräch angefangen, um seine Ungeschicklichkeit zu entschuldigen, allein das Rasseln und Schütteln des Wagens hinderte jede Unterhaltung.

Es war prächtiges Wetter, und doch verlangte die Dame, daß das Wagenfenster geschlossen werde, weil sie Zahnschmerz leide. Dadurch wurde Herrn Wahlhuber jede Hoffnung geraubt, eine Zigarre zur Vertreibung der Langenweile zu rauchen. Er versuchte zu schlafen; allein es wollte lange nicht gelingen; endlich, als er eben am Einschlummern war, hielt der Wagen, der Kondukteur öffnete den Schlag und rief, daß hier Mittag gehalten werde und die Passagiere aussteigen möchten. Der Herr mit dem Mantel stieg aus, die Dame hingegen, um die Kosten der Tafel zu ersparen, blieb sitzen. Herr Wahlhuber war lange ungeschlüssig, was er thun wolle; endlich stieg er aus, ging in das Gastzimmer und bezahlte mit einem halben Thaler zum voraus die zu erwartende Mahlzeit. Eben als er den ersten Löffel voll Suppe zum Munde führen wollte, rief der Kondukteur: „Steigen Sie ein, meine Herren! es ist die höchste Zeit.“ Wieder im Wagen angelangt, überließ sich der Kommerzienrath seinem gewohnten Mittagsschlafchen, das aber nicht lange dauerte, weil die Dame ihn aufweckte mit der Bitte, er möchte doch das Wagenfenster schließen; denn der Herr im Mantel sei wahrscheinlich taub oder ein Engländer, weil er sich nicht rühre, wenn sie ihn darum bitte; ja er lasse das Fenster jedesmal wieder herunter, so oft sie es heraufgezogen habe; er nehme gar keine Rücksicht auf ihre schwachen Nerven. Sie lüftete dabei ihren Schleier und zeigte ein ganz hübsches Gesicht. Der Kommerzienrath, nicht ganz unempfindlich gegen weibliche Reize und sehr gutmüthig, erfüllte den Wunsch der Dame, und um endlich eine Unterhaltung mit ihr anknüpfen zu können, bemerkte er: das Reisen sei doch mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden. Die Dame behauptete das Gegentheil und versicherte, das Reisen mache ihr viel Vergnügen. „Ach!“ seufzte Wahlhuber, „ich wollte, ich könnte das auch von mir sagen; aber eine Sache hört auf, ein Vergnügen zu sein, sobald sie uns vom Arzte anbefohlen wird.“ Theilnehmend fragte die Dame: „Sind Sie krank?“ — „Krank? Ja und nein! kann ich sagen“, erwiderte er. „Ich leide an der Leber; sie ist drei Zoll zu groß.“ — „Gott im Himmel!“ rief die Dame erstaunt, „drei Zoll zu groß! Das ist ja schrecklich! Sind Sie noch nicht daran gestorben?“ — „Bis jetzt noch nicht“, erwiderte der Kommerzienrath, „und ich glaube auch nicht, daß dieses Uebel tödtlich wäre, wenn nicht noch eine operirte Balggeschwulst auf dem behaarten

Theile meines Kopfes damit in Verbindung stände. Sehen Sie hier, Sie können es mit den Fingern fühlen, es ist in der Größe eines Taubeneies.“ Bei diesen Worten zog der kleine Mann die Reiseumütze ab und bog den Kopf gegen die Dame; aber diese rief entsetzt: „Ich bitte Sie um Gottes willen, hören Sie auf, ich werde noch ohnmächtig, wenn Sie so fortfahren. Behalten Sie Ihre Leber und Balggeschwulst für sich, oder ich steige aus und setze mich zu dem Kondukteur auf den Bock. Ach, meine Nerven!“ Wirklich erbleichte die Dame. „Darf ich Ihnen ein Fläschchen kölnisch Wasser bieten? das thut Ihnen vielleicht gut“, fragte mitleidig der Kommerzienrath und suchte, da die Dame es wünschte, in seinen Taschen. Weil er aber das Fläschchen nicht sogleich finden konnte, kramte er endlich den ganzen Inhalt seiner Taschen, Stück für Stück, Brillenfutter, Brod, Tabacksdose u. aus und legte Alles sorgfältig neben sich. Endlich kam auch die Pistole zum Vorschein. „Um Gottes willen, was wollen Sie mit dem Schießgewehr? Es ist doch nicht geladen?“ schrie die Dame so laut, daß selbst der fremde Herr erwachte. „Bewahre!“ lächelte der Kommerzienrath, und um die Dame zu überzeugen, daß die Pistole nicht geladen sei, blies er so gewaltig in den Lauf derselben, daß er ganz kirschbraun im Gesichte wurde. „Hm, hm!“ brummte er, „sie muß etwas verstopft sein. Ich will Ihnen beweisen, daß es keine Gefahr hat!“ und den Hahn spannend, zielte er auf die ihm gegenüber stehende Hutschachtel seiner schönen Reisegefährtin. Vergebens suchte diese den kühnen Schützen abzuwehren; denn kaum hatte sie ein Wort gesprochen, so schmetterte ein furchtbarer Schlag mit einem zuckenden Blicke durch den engen Raum des Wagens und füllte denselben mit einem undurchdringlichen Pulverdampfe. Die Dame stieß einen gellenden Schrei aus und sank natürlich in Ohnmacht. Die Pferde wurden scheu, bäumten sich und wollten ausreißen; nur mit größter Mühe konnten sie gebändigt werden. Der Kondukteur riß den Schlag auf und mit einem: „Heiliges Kreuzdonnerwetter!“ prallte er zurück; denn der Pulverdampf schlug ihm entgegen. „Was ist hier vorgefallen?“ rief der Kondukteur. Keine Antwort. Die Dame lag in Ohnmacht; der fremde Herr im Mantel saß still und stumm mit hochrothem Gesichte und drohenden Blicken in seiner Wagenacke, und der Kommerzienrath in tödtlicher Angst, er möchte Jemand erschossen haben, konnte kein Wort sprechen. „Wer

ist todt?“ rief der Kondukteur wieder. „Himmelfackermantel! wenn sich Jemand erschießen will, braucht er es im königlich bayerischen Eilwagen zu thun? Das ist nun der Zweite. Nun“, sagte er dann erstaunt, als er die drei Passagiere lebendig, hingegen die Hutschachtel rauchend erblickte, „was zum Teufel haben Sie denn angerichtet? Alle Wetter, gerade in die Hutschachtel geschossen!“ Entsetzt fuhr die Dame plötzlich aus ihrer Ohnmacht empor und schrie: „Was, in die Hutschachtel? Ach, mein Gott!“ — „Wer hat denn hier im Wagen geschossen?“ fragte der Kondukteur mit strengem Tone, und als er die Pistole in der Hand des Kommerzienrathes erblickte, sagte er zu ihm: „Ich werde Sie beim nächsten königlichen Postamte anzeigen.“ Ein tödtlicher Schreck ergriff den armen Mahlhuber, und er stotterte: „Ach, mein Gott, die verdammte Pistole! ich wußte ja nicht, daß sie geladen ist.“ Und gar nicht an das aufgezugene Fenster denkend, schleuderte er das Schießgewehr mitten durch die Scheiben hinaus auf die Straße, daß die Scherben klirrend herumflogen. „Kreuzdonnerwetter!“ schrie der Kondukteur, „was zum Teufel stellen Sie an? Sind Sie behext oder verrückt? Die Scheibe kostet 1 fl. 25 fr., und zudem haben Sie dort noch das Polster durchgeschossen. Sie werden eine Heidenrechnung vom königlichen Postamte kriegen.“ Die Dame hatte unterdessen die zerschossene Hutschachtel durchsucht, die Fegen ihres wunderschön verzierten Strohhutes herausgezogen und dabei immer gemurmelt: „Ach Gott! mein Hut, mein schöner Hut! Was seh' ich jetzt auf? was seh' ich auf?“ Der Kondukteur riß ihr den Blunder aus der Hand, schleuderte ihn auf die Straße und rief dem Postillon: „Fahr' zu!“ Der Kommerzienrath hatte nun einen schweren Stand im Wagen. Sie lamentirte, weinte und zankte mit ihm, daß ihm beinahe Hören und Sehen verging, während dem der fremde Herr ruhig da saß und nur ein spöttisches Lächeln seinen Mund umzog. Endlich wußte der Kommerzienrath die erzürnte Dame dadurch zu beruhigen, daß er ihr den höchsten Preis für den zerschossenen Hut bezahlte. Er achtete das Geld nicht und war seelenfroh, daß ihn Niemand kannte, da er sich nur mit dem einfachen Namen Mahlhuber auf der Post hatte einschreiben lassen, und Mahlhuber gab es ja viele in der Welt. Auf der nächsten Station bezahlte er die Scheibe mit 1 fl. 25 fr. und Polster und sonstige Beschädigung des königlichen Postwagens mit 3 fl. 30 fr. Dazu gab er

noch für Kondukteur und Postillon ein bedeutendes Geschenk, damit sie über den Vorfall schweigen sollten. Wie glücklich schätzte er sich, daß er Dorothe's Wette nicht mitgenommen, und wie dankte er Gott, als der Postwagen endlich Abends 9 Uhr an dem schon früher bestimmten Anhaltspitze anlangte und er aussteigen konnte. Mit einer Verbeugung gegen seine Mitpassagiere und denselben glückliche Reise wünschend, stieg der glückliche Mahlhuber aus dem Wagen; aber wie verblüfft stand er da, als der fremde Herr im Mantel, den er für taubstumm oder für einen Engländer hielt, ihm nachrief: „Gute Nacht, Herr Kommerzienrath!“

Sprachlos vor Erstaunen und Ueberraschung stand Mahlhuber viele Minuten lang da und schaute mit glühenden Augen dem dahinfahrenden Postwagen nach. „Gute Nacht, Herr Kommerzienrath!“ hatte der Mensch gesagt, der die ganze Fahrt hindurch keine Sylbe gesprochen hatte. Woher wußte der Mann seinen Namen? Also war er doch erkannt, der Herr Kommerzienrath, und dieser Zeuge seiner Unfälle und Ungeschicklichkeiten — konnte er nicht plaudern und ihn zum Gegenstande des Gespöttes und Gelächters aller Welt machen? Diese Gedanken beschäftigten und beunruhigten den armen Mann so sehr, daß er vielleicht noch stundenlang stauend da gestanden wäre, wenn nicht ein Bedienter des Wirthshauses zur Post ihn gefragt hätte, ob er nicht hier sein Nachtlager nehmen wolle. Diese Frage brachte Herrn Mahlhuber zur Besinnung; denn an alle mögliche Behaglichkeit gewöhnt, graute es ihm, eine Nacht nicht in einem warmen Bette zubringen zu können. Schnell war er bereit, dem Bedienten, welcher sein Gepäck besorgte, zu folgen. In der Gaststube angelangt, wurde er von der Wirthin, einer hübsch aufgeputzten, just nicht mehr ganz jungen Jungfer, sehr freundlich empfangen. Dem Bedienten befahl sie, die Sachen des Herrn in die grüne Stube zu tragen. „Grüne Stube!“ Dieses Wort drang behaglich in Mahlhubers Ohr; denn er dachte sich ein hübsches, mit allen Bequemlichkeiten versehenes Schlafzimmer, ein weiches Bett, wo er von seinen Strapazen ausruhen und sich nach einem so schrecklichen Tage gütlich thun könne. Die Gaststube, in der er sich befand, bot just nichts Einladendes dar. Alte hölzerne Stühle, ein kurioser Geruch, eine niedere, räucherige Decke, schreckliche Bilder an den Wänden, Karrikaturen von Heiligen und Märtyrern und ein Napoleon dazwischen, der auf der Spitze

eines Gletschers galoppirt. Endlich kam das ersehnte Nachtessen, das zwar nur aus aufgewärmtem Kalbsbraten, harten, dürren Birnschnitzgen, altgebackenem Brod und einer Flasche Wein bestand. Allein Herr Wahlhuber sprach dieser sehr einfachen Mahlzeit tapfer zu, weil sich ein großer Appetit seiner bemächtigt hatte. Auf die vielen Fragen der Jungfer nach Herkunft, Stand, Rang, wohin und woher? gab er ganz kurzen Bescheid, verläugnete seinen ehrlichen Namen und seine berühmte Vaterstadt Giedelsbach und schob selbst den Pistolenschuß in der Postkutsche auf den andern schweigsamen Passagier. Denn er hatte sich ja vorgezigt, ganz inkognito zu reisen. Nachdem Herr Wahlhuber gespeist und Behufs der Verdauung einige Mal im Zimmer auf- und abgeschritten war, wünschte er zur Ruhe zu gehen. Die Jungfer leuchtete ihm die Treppe hinauf, öffnete die Thür einer Bodenkammer und lud den Herrn Kommerzienrath ein, einzutreten, weil das sein Schlafzimmer, die „grüne Stube“, sei. Sie entschuldigte sich wegen der Einfachheit des Zimmers, versicherte jedoch Herrn Wahlhuber, er werde da schlafen wie in Abrahams Schooß, und bat ihn dann, das Licht, wenn er sich ausgekleidet habe, nur an die Thür zu stellen; sie werde es dann selbst abholen. Nachdem sie sich entfernt, befah sich Herr Wahlhuber diese „grüne Stube“, fand aber nichts weiter als ein von drei Kalkwänden und einem aus ungehobelten Brettern bestehenden schiefen Verschlag umgeben, engen Raum, in welchem ein Bett, ein Stuhl und ein Tischchen sich befanden. Unter dem Bette lag Stroh, und in einer Ecke standen ein Paar alte Stiefeln. Nachdem Herr Wahlhuber Alles gehörig befechtigt, die gewaltige Bettdecke gelüftet, sich ankleidet, die Nachtmüge über die Ohren gezogen und einen Stopfeufzer gethan hatte, wollte er eben zu Bette steigen, als ihm noch einfiel, daß er das Licht an die Thür stellen sollte. Lange befann er sich, ob er es auslöschen oder fortbrennen lassen wolle. Lichtscheere war keine vorhanden, ausblasen mochte er es des Gestankes wegen nicht, — also stellte er es brennend an die Thür, in der Hoffnung, die Jungfer werde bald kommen, um es abzuholen. Allein Minute um Minute, Viertelstunde um Viertelstunde verging, und die Jungfer kam immer nicht. Der arme Wahlhuber konnte nicht schlafen, so lange das Licht brannte. Einmal über das andere streckte er den Kopf unter der Decke hervor, um zu hören, ob sie nicht komme; allein er vernahm nichts als

ein sonderbares Rascheln im Stroh unter seiner Bettstelle. Endlich entschließt er sich aufzustehen und das Licht auszulöschen. Schnell eilt er hin im bloßen Hemde, die Zipselmüge auf dem Kopfe, und will das Licht ergreifen, — da plötzlich öffnet sich die Thür; die Jungfer im leichten Nachtkleide will hereintreten, und „Herr Jesus!“ rufend, als ob sie einen Geist gesehen, schlägt sie die Thür wieder zu; der Kommerzienrath eben so eilig rennt in sein Bett zurück und zieht die Decke bis über die Ohren. Das Licht war indessen umgefallen und ausgelöscht. „Nun werde ich doch endlich schlafen können“, seufzte der erschrockene Kommerzienrath; „gebe mir Gott eine gute, ruhige Nacht!“ und legte sich auf linke Obr. Allein kaum hat er seinen Seufzer ausgesprochen, da fängt es unter seinem Bette an zu rascheln und zu winseln. „Heiliger Gott!“ was geht jetzt wieder los?“ brummt der würdige Mann; er horcht und horcht — jetzt ist es einige Augenblicke still, dann raschelt und winselt es wieder und immer stärker und stärker. „Da muß ein Hund unter dem Bette im Stroh liegen; den muß ich fortschaffen, sonst kann ich nicht schlafen.“ Schnell springt er aus dem Bette, greift unter das Stroh und erfaßt wirklich den Gegenstand seines Grimmes. Es ist ein junger Hund, — er packt ihn tüchtig beim Felle, stolpert mit ihm zur Thür und wirft ihn unsanft hinaus. „Der wird mir nun wohl Ruhe lassen!“ spricht steigesfreudig der Kommerzienrath und steigt wieder zu Bette. Allein kaum hat er sich zurecht gelegt, so fängt das Rascheln und Winseln von Neuem an. „Ach Gott!“ seufzt der arme Wahlhuber, „da ist noch so eine Bestie! Kann ich denn gar nicht zur Ruhe kommen? Ach, meine Leber und meine Balggeschwulst!“ Aber alles Seufzen und Jammern half nichts. Heraus mußte der Kommerzienrath aus dem warmen Bette und den Hund fortschaffen. Wieder erwischt er ihn beim Balg und wirft ihn zur Thür hinaus. Dann nimmt er seinen Regenschirm und tappt damit unter dem Bette herum, ob nicht etwa noch ein Hund da drunten liege. Er findet nichts und legt sich zu Bette in der Hoffnung, nun nicht mehr gestört zu werden. Vergebliche Hoffnung! Nach einigen Minuten raschelt und winselt es wieder. Mit einem „Kreuzdonnerwetter!“ fährt der sonst so ruhige und gemächliche Herr Wahlhuber wie ein Blitz aus dem Bette, greift in das Stroh und erfaßt richtig den dritten Hund, den er bitterböse zur Thür hinausgeschmeißt. Er setzt

sich auf den Rand des Bettes, um seinen Nerger auszuschnaufen, da beginnt es unter dem Bette neuerdings zu winseln. „Was! vier junge Hunde in einem Neste?“ ruft er; „wo nur die Alte stecken mag? Ja, die wird sich wohl auch noch melden.“ Nachdem nun Herr Wahlhuber den vierten Hund fortgeschafft, nimmt er seinen Stock und stößt denselben in alle Winkel und Ecken, verwundet aber dabei Knie und Schienbein. „Meine Leber, meine Leber!“ jammert er; „wenn nur der verdamnte Doktor hier wäre!“ Jammernd legt er sich aufs Bette. Armer Kommerzienrath! Ein grausames Schicksal hatte beschlossen, daß Du diese Nacht keine Ruhe haben solltest! Noch hatte er sich kaum von seinem Nerger erholt, als das unheimliche Rascheln und Winseln von Neuem beginnt. „Da steckt Teufelspuk dahinter!“ denkt der geplagte Mann und kriecht tief unter die Decke, entschlossen, nicht mehr auf das Winseln zu hören. Umsonst, der feine, winselnde Ton dringt ihm durch Mark und Bein — er findet keine Ruhe. Wie der unerschöpfliche Hut eines Taschenspielers Karten, Berrücken, Eier und Taschentücher in ununterbrochener Reihe ausspeit, so lieferte das Stroh unter der Bettstelle immer und immer wieder junge Hunde, und der Kommerzienrath fand es zuletzt ganz in der Ordnung, daß er sich die Nacht damit beschäftigen müsse, junge Hunde aus der Thür zu werfen. Beim neunten tröstete er sich mit dem Gedanken, daß ein Hund noch nie mehr denn 9 Junge geworfen habe, und beim zehnten glaubte er, es möchten vielleicht zwei Hündinnen sein. Halb wachend, halb schlafend vor Müdigkeit trieb er sein Geschäft fort bis zur Morgendämmerung, als der Hausknecht kam, um die Stiefel und Kleider des Herrn Wahlhuber zu holen und sie zu reinigen. „Da habt Ihr den 17ten!“ schrie ihm der Kommerzienrath entgegen und warf ihm den Hund vor die Füße. Der Bediente nahm den Hund mit sich, und von da an hatte der Kommerzienrath Ruhe. Doch sein Schlaf dauerte nicht lange; denn nach einer Stunde rief man ihm: der Kaffee sei bereit, und er müsse eilen, sonst versäume er die Post. Schnell warf sich Herr Wahlhuber in die Kleider und studirte an einer tüchtigen Strafpredigt, die er der Jungfer wegen des Hundespektakels halten wollte. Allein als er in die Gaststube herunterkam und die Jungfer ihm so freundlich einen guten Morgen wünschte und ihn dabei so verschämt und liebevoll anblickte, schwand aller Zorn aus seinem Herzen. „Sie werden doch wohl geruht

haben?“ fragte die Jungfer sehr theilnehmend. — „Wohl geruht?“ erwiderte Wahlhuber verdrießlich; „ja, da läßt sich's wohl ruhen, wenn 17 Hunde im Schlafzimmer sind.“ — „Was, 17 Hunde in Ihrem Schlafzimmer?“ fragte die Jungfer erstaunt, „wie ist das möglich? Wir haben doch nur einen einzigen Hund im Hause.“ — „Ich versichere Sie auf meine Ehre, daß ich in dieser unglückseligen Nacht 17 junge Hunde mit meinen eigenen Händen unter dem Bette hervorgeholt und zur Thür hinaus geschmissen habe.“ Die Jungfer bejahte eine Weile, dann gab sie dem Herrn Kommerzienrath folgende Erklärung über den sonderbaren Vorfall. Der Herr Postmeister habe jüngster Tage einen jungen fetten Pudel von Bamberg gebracht und denselben einsteilen in das Schlafzimmer des Herrn Wahlhuber eingesperrt. Damit der Pudel das Zimmer nicht verunreinige, sei ein Loch in der Wand des Zimmers ausgeschnitten worden, so daß der Pudel nach Belieben ausge- und eingehen könne. Der Herr Wahlhuber habe also den gleichen Hund, der immer wieder in sein Nest zurückgekehrt sei, 17 Mal zur Thür hinaus geworfen. Mit offenem Munde hörte der Kommerzienrath dieser Erklärung zu, konnte aber nichts erwidern, weil der Postillion zur Abfahrt blies.

Glücklicher als in der „grünen Stube“ ging es dem Kommerzienrath in der Postkutsche; er lehnte sich in eine Ecke und schlief beinahe 8 Stunden ununterbrochen fort bis zur Poststation, wo er aussteigen mußte, um von da auf der Eisenbahn nach Bamberg zu fahren. Er war noch nie per Dampf gereist, und es kam ihm zuerst etwas unheimlich vor. Sein Erstaunen wuchs aber mit der Schnelligkeit, mit der das Dampfroß dahin flog. Mit ihm war zugleich ein junges hübsches Mädchen eingestiegen, welches sich neben ihn setzte und den anwesenden Damen Stoff zu allerlei Bemerkungen bot. Dem Kommerzienrath gegenüber saß eine junge schöne Frau, die aber sehr unruhig bald mit den Händen, bald mit den Füßen etwas zu suchen schien und bald an den rechten, bald an den linken Fuß des Kommerzienrathes anstieß. „Suchen Sie etwas?“ fragte dieser gefällig. — „Ach, es fehlen mir meine Ueberschuhe; ich weiß nicht, wo dieselben hingekommen sind. Bei den schmutzigen Wegen kann ich mir eine Krankheit zuziehen mit meinen dünnen Zeugstiefeln.“ Der Kommerzienrath machte allerlei Anstrengungen, sich zu bücken und nach den Ueberschuhen

zu sehen; allein vor den vielen Köcken der Damen vermochte er nichts zu entdecken. Unter allerlei Gesprächen, bei denen sich auch der Kommerzienrath theilhaftig, indem er den Damen zu ihrem Schrecken ein Weites und Breites von seiner großen Leber und operirten Balggeschwulst erzählte, gelangte der Bahnzug zur Station Hochstadt, wo er einige Minuten Halt machte. Die junge Frau stieg klagend über den Mangel ihrer Ueberschuhe aus. Mit ihr Herr Mahlhuber, der ihr gefällig den Reisefack nachtrug und sie zu trösten suchte. Von einem vorübergehenden Kellner verlangte er ein Glas Bier, und weil er nicht gleich Münze finden konnte, reichte er dem Kellner ein Zweiguldenstück zum Auswechseln. Kaum hatte er einige Büge gethan, da piff die Lokomotive, und erschrocken eilte der ängstliche Kommerzienrath mit dem Glase Bier in den Wagen zurück, ohne den Kellner mit der herauszugebenden Münze abzuwarten. Mit dem Bierglase in der Hand schaute er zum Fenster hinaus, um den Kellner zu rufen, ihm das Bierglas abzugeben und die Münze in Empfang zu nehmen. Umsonst! der Zug hatte sich schon in Bewegung gesetzt und fuhr eben an den Bahnhofgebäuden vorbei, da sah er die junge Frau mit den verlorenen Ueberschuhen, die ihm noch freundlich zuwinkte, und in dem Augenblicke berührt sein Fuß zufällig etwas im Wagen, das ihm wie ein Ueberschuh vorkommt. Rasch greift er danach und erfährt wirklich zwei große Schuhe, wirft sie schnell zum Fenster hinaus und ruft der jungen Frau mit vollem Jubel zu: „Hier haben Sie Ihre Schuhe, Madam!“ — „Herr! sind Sie des Teufels?“ schrie in dem Augenblicke eine ihm schräg gegenüber sitzende dicke Dame und wurde kirschroth im Gesichte vor Aerger und Zorn. „Sie haben meine Schuhe aus dem Fenster geworfen. Halt da! halt! halt!“ schrie sie immerfort, drängte sich zum Fenster und rief zornglühend mit mächtiger Stimme: „Ich will meine Schuhe haben; halt! halt!“ Allein die Lokomotive bekümmerte sich wenig um ihr Rufen, und ein schallendes Gelächter tönte ihr von den Bahnwärttern und Arbeitern entgegen. Ein furchtbares Donnerwetter brach nun über den armen Kommerzienrath los. Vergebens suchte er die Dame durch Entschuldigungen und Unerbietungen zu besänftigen. Fort und fort keifte und schimpfte sie. Erst als der Kommerzienrath in dumpfem Schweigen in die Wagenecke zurück sank, zeigte sie sich zu Unterhandlungen bereit, die damit endeten, daß der unglück-

liche Mann ihr sechs Gulden für ein Paar neue Schuhe auszahlen und ihr seine eigenen im Reisefack befindlichen neuen Pantoffeln geben mußte.

(Die ferneren Erlebnisse unseres vielgeplagten Leberkranken Selben während seiner Genesungsfahrt werden im nächsten Jahrgange folgen.)

Ein denkender Hund.

Ein Arzt in einer ziemlich volkreichen Stadt fand, seine Krankenbesuche machend, ein kleines Hündchen auf der Straße, welches entsetzlich schrie und das eine Vorderpfötchen emporhielt. Mitleidig untersuchte der Arzt das Bein und fand es gebrochen. Er nahm das kleine Thier mit sich nach Hause und heilte es glücklich aus. Bis dahin hatte es sich ruhig verhalten und den Arzt nicht verlassen, jetzt verschwand daselbe. — Monate vergingen, der Arzt dachte nicht mehr an die Geschichte, da springt eines Tages das von ihm geheilte Hündchen in sein Zimmer, winselt und schmeichelt um ihn herum, läuft wiederholt zur Thür, welche wieder geschlossen wurde, und als der Arzt, in der Meinung, es wolle sich entfernen, diese öffnet, erblickt er draußen ein anderes kleines Hündchen, welches winselnd sein Pfötchen erhebt. Der Arzt untersuchte es und fand nur eine starke Quetschung, die er durch Umschläge leicht beseitigte. — Offenbar aber hatte das von ihm früher geheilte Thierchen das franke zu ihm geführt, in der Ueberzeugung, daß er auch diesem helfen könne. — Zeugt das nicht von mehr als bloßer Begriffskraft?

Freiheitsfinn eines Schusterbuben.

Ein Schusterbube, der einen sehr bösen Meister hatte, fiel die Treppe herunter, als er einen Auftrag desselben schnell ausführen wollte. „Verdammtter Junge!“ rief der Meister, als er das Gepolter hörte, „was machst Du denn für einen Spektakel?“ Der Junge antwortete schluchzend: „Na, ich werd' doch noch die Treppe runter fallen dürfen!“

Frommer Wunsch.

„Mein sel'ger Gatte war ein würd'ger, lieber Mann!“ sprach Luzie, „das ganze Städtchen kann Dies Zeugniß ihm noch in der Erde geben.“ — „Ja“, rief ihr zweiter Mann, der in der Nähe stand, „Ich wollte selbst, — er wäre noch am Leben!“